

# Poesie und Jugendbildung

Autor(en): **Walser, J.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Schule**

Band (Jahr): **23 (1937)**

Heft 18

PDF erstellt am: **26.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-537087>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# SCHWEIZER SCHULE

HALBMONATSSCHRIFT FÜR ERZIEHUNG UND UNTERRICHT

OLTEN + 15. SEPTEMBER 1937

23. JAHRGANG + Nr. 18

## Poesie und Jugendbildung

„Nur das Einmaleins soll gelten,  
Hebel, Walze, Rad und Hammer;  
Alles andre, öder Plunder,  
Flackre in die Feuerkammer.“

So lässt der Dreizehnlindendichter F. W. Weber den alten Uhu ausrufen und bringt dadurch den materialistischen Zeitgeist zum Ausdruck. Auch aus dem Munde bewährter Lehrer hören wir gelegentlich ähnliche Urteile. Praktische Kenntnisse soll die Schule den jungen Leuten vermitteln, so sagen sie und verbannen damit alles, was ihnen nicht direkt fürs spätere Leben notwendig und nützlich erscheint. Deshalb wird der Welt der Poesie in dieser und jener Schulstube nur ein armseliges Adoptivplätzchen angewiesen. Wir sind immer noch zu sehr darauf eingestellt, möglichst viel Stoff zu bieten. Wenn die Schüler bitten würden, wir möchten ihnen ab und zu eine „schöne Geschichte“ vorlesen, dann bekämen sie wohl oft die Antwort: „Wir brauchen die Zeit für nützlichere Sachen.“ Wenn wir unsere Lesestoffe auswählen, nehmen wir zumeist Stücke, mit denen wir irgendwelche Kenntnisse vermitteln können. Wahre Perlen aus dem Reiche der Poesie aber, die sich in unsern Lesebüchern in reicher Auswahl finden, bleiben oft unbeachtet, oder sie werden in einer Art übermittelt, dass die Wirkung höchst oberflächlich bleibt. Mit einem Wort: Wir suchen den sozusagen zahlenmässig messbaren Erfolg und haben deshalb keinen oder nicht den gebührenden Platz für Stoffgebiete, „wo nicht so viel herauschaut.“

Stellen wir uns deshalb die Frage: „Wel-

cher Platz gebührt der Poesie im Rahmen der Jugendbildung?“ Um richtig antworten zu können, müssen wir uns zuerst klar sein über das, was wir Poesie nennen. Erst dann können wir davon reden, ob ihr die Jugend Interesse entgegenbringt, ob sie ein Anrecht darauf hat, ob die Poesie überhaupt einen jugendbildenden Wert hat und wie sie aus Gedichten geschöpft werden kann.

### 1. Vom Wesen der Poesie.

Es ist sehr schwer, ja wohl überhaupt unmöglich, in einigen zusammenfassenden Sätzen das Wesen der Poesie zu umschreiben, denn sie ist ein Meer. Vieles, was ihren eigentlichen Duft ausmacht, wird man erst dann intuitiv erkennen, wenn man untertaucht in dieses Meer und es auf sich wirken lässt. Trotzdem scheint es durchaus möglich, ein paar charakteristische Merkmale anzugeben, die der Poesie eigen sind.

Ein Mädchen soll einmal auf die methodisch allerdings sehr schlechte Frage: „Was ist ein Gedicht?“ geantwortet haben: „Ein Gedicht ist, wo die Zeilen nicht voll sind.“ Es betrachtete also die äussere Form als das wesentliche Merkmal der Poesie. Nicht so weit von dieser Antwort entfernt ist das Urteil, das da den Schülern ins Heft diktiert wird: „Ein Gedicht unterscheidet sich von einem andern Lesestück durch Rhythmus und Reim.“ Wenn das zuträfe, hätte der selige Gottsched recht gehabt, der auch behauptete: Das Wesen der Poesie liege in der Form, und die Dichtkunst könne deshalb erlernt werden wie ein Handwerk. Das führte zum bekannten Literaturstreit. Gottsched

gegenüber standen die beiden Zürcher Bodmer und Breitinger, die — unterstützt von Klopstock — Phantasie und Gemüt zur Geltung brachten. Sie kamen dem Kern sicher näher. Deshalb möchten wir die folgenden Ausführungen anknüpfen.

V o n d e r B e t ä t i g u n g d e r P h a n t a s i e. Der Wert eines poetischen Werkes wird wesentlich bestimmt durch die Kraft, mit der es unsere Phantasie anzuregen vermag. Darin liegt zu einem guten Teil der besondere Reiz. Was bliebe z. B. noch von einem Märchen, wenn nicht unsere Phantasie tätig sein könnte, wenn wir nicht die Zwerge und die Riesen, die Prinzen und Prinzessinnen nacherschaffen könnten, wenn uns nicht freier Spielraum geboten wäre in der Ausgestaltung der verschiedenen Situationen? Die Phantasie ist die schöpferische Kraft des Dichters; sein Werk, das der Phantasie entsprungen ist, muss wieder mit der Phantasie aufgenommen werden. Um uns das zu erleichtern, verwendet der Dichter Personifikationen, Symbole, Vergleiche. Ja, er fordert uns oft direkt zur Betätigung der Phantasie auf. Ich denke an das Gedicht von Freiligrath: „Löwenritt“.

„S i e h , dann schreitet majestätisch durch die Wüste die Giraffe . . . S i e h , die mondbestrahlte Fläche schlägt es mit den leichten Füßen! . . . S i e h , wie Schnelle des Kameles es mit Pardelhaut vereinigt.“ Wir sollen es bildhaft vor uns sehen, wie die Giraffe majestätisch durch die Wüste schreitet, wie sie an die Lagune kommt und „kniend, langen Halses aus dem schlammgefüllten Becken schlürft“, wie dann der Löwe mit Gebrüll auf ihren Nacken springt und sie schliesslich zutode peinigt. Wir sollen selber zum Dichter werden, zum erlebenden Nachschöpfer.

V o n d e r B e t ä t i g u n g d e s G e m ü t e s. Lassen wir einmal jene über die Poesie urteilen, die es am besten können: die Dichter.

Jean Paul sagt:

„Das Wesen der Poesie beruht auf einer höhern Qualität der Empfindung.“ Justinus Kerner prägt die für ihn so bezeichnenden Verse:

„Poesie ist tiefes Schmerzen,  
Und es kommt das echte Lied  
Einzig aus dem Menschenherzen,  
Das ein tiefes Leid durchglüht.“

Den gleichen Gedanken bringt unser Bündner Dichtermönch P. Maurus Carnot zum Ausdruck in seinem formschönen Gedicht „Kind, du sollst mich nicht beneiden“:

„Tief im Tal des Scheines Wogen,  
Droben flimmernd Firmament,  
Tret' ich still zum Fensterbogen,  
Wenn im Dorf kein Licht mehr brennt.  
Oh, dann naht die grosse Trauer,  
Die am lauten Tag mich mied,  
Eine Träne rollt zur Mauer.  
Kind, das ist mein Lied.“

Diese Zitate — sie liessen sich leicht um viele vermehren — sprechen vom Gefühlsgehalt der Poesie und treffen damit ein zweites Merkmal, das sie wesentlich charakterisiert. Wie alle Kunst geht sie darauf aus, unser Gemüt in Schwingung zu bringen. Ob und wie ihr das gelingt, ist ein wichtiger Maßstab für ihren Wert. Der echte Dichter versteht es, die ganze Stufenleiter der Stimmungen in unsere Seele zu zaubern. Liebe ist das Hauptmotiv der Dichtung, sei es Gattenliebe, Kindesliebe, Freundesliebe oder die Liebe zur Heimat, zum Volk, zur Religion usw. Ein Zustand, der unser Gemüt unbewegt lässt, sagt uns auf die Länge nicht zu; er ist langweilig. Rückert bringt das treffend zum Ausdruck mit den Worten:

„Etwas wünschen und verlangen,  
Etwas hoffen muss das Herz,  
Etwas zu verlieren bangen  
Und um etwas fühlen Schmerz.

Deine Lust und Deine Wonne  
Musst du an was immer seh'n,  
Soll vergebens Mond und Sonne  
Nicht an dir vorübergeh'n.“

Oder Schiller:

„Etwas fürchten und hoffen und sorgen  
Muss der Mensch für den kommenden Morgen,  
Dass er die Schwere des Daseins ertrage  
Und das erdrückende Gleichmass der Tage.“

Von der schönen Form. Sicher gilt auch dem Formellen in schwächerem oder stärkerem Grade unser Wohlgefallen. Besonders durch zwei Mittel wird unser Ohr angenehm berührt, nämlich durch Rhythmus und Reim. Rhythmus, d. h. der regelmässige Wechsel von auf und ab, von Hebung und Senkung ist geradezu ein Urbedürfnis des Menschen. Von welchem gewaltigem Rhythmus ist die ganze Welt beherrscht! Man denke nur an den genau abgemessenen Wechsel der Jahreszeiten, von Tag und Nacht, an den Rhythmus des Meeres (Ebbe und Flut), an die rhythmischen Bewegungen der atmenden Menschenbrust! Oder man lese einmal in diesem Sinne die herrlichen Verse aus Goethes „Faust“:

„Die Sonne tönt in alter Weise  
Durch Brudersphären Wettgesang,  
Und ihre vorgeschriebne Reise  
Vollendet sie mit Donnergang.

Schnell und unbegreiflich schnelle  
Dreht sich herum der Erde Pracht.  
Es wechselt Paradieseshelle  
Mit tiefer schauervoller Nacht.“

Auch der Reim, der allerdings jüngern Ursprungs ist, erhöht die Wirkung eines Dichterwerkes.

Fassen wir zusammen: „Der Wert eines poetischen Werkes wird bestimmt durch die Kraft, mit der es Phantasie und Gemüt anzuregen vermag und durch die schöne Form.“

## II. Poesie und Kindesseele:

Das bereits Gesagte beleuchtet auch die folgenden Erörterungen. Wir dürfen ruhig sagen: Die Welt der Poesie ist die Welt des Kindes. Schon das kleine Kind ist in gewissem Sinne ein Dichter: das Kind, das seine Händchen nach der Blume ausstreckt, das Kind, das das Unbeseelte beseelt und das Geistige versinnlicht. Die Poesie sei der schöpferischen Phantasie des Dichters entsprungen — so haben wir oben ausgeführt — und sie müsse mit der Phantasie aufgenommen werden. Wie muss das dem Interesse und der Veranlagung des Kindes entgegen-

kommen! Es lebt ja geradezu in der Phantasie. Betrachten wir es beim Spiel; was sieht es nicht alles in einem Stückchen Holz oder dergleichen! Mit einigen Stoffrestchen umwickelt, ist es seine Puppe, die weint und lacht, mit der es reden kann. Das Fehlende dichtet die kindliche Phantasie freudig hinzu, weshalb das Kind in einem bestimmten Alter diese primitiven Spielzeuge den künstlich hergestellten, fein geschnitzten und bemalten weit vorzieht. Wenn man dem Kinde später Märchen erzählt oder vorliest, geht es ganz in dieser neuen Welt auf; es sieht die Zwerge und Riesen, die Prinzen und Prinzessinnen wirklich vor sich. Aehnlich, wenn auch in etwas schwächerer Masse, empfinden auch wir Erwachsene. Als Moritz von Schwind, der grosse Meister in der malerischen Darstellung von Märchen und Sagen, einst von einem Bewunderer gefragt wurde, ob er wirklich an die Gnomen, Elfen und Wassergeisterchen glaube, sagte er ganz erstaunt: „Ja glauben denn Sie nicht daran?“

Das Gemüt der Jugend ist sehr beweglich, es lässt sich leicht in Schwingung bringen. Wir wissen wohl, dass es gefährlich ist, „Gefühlchen“ zu wecken, und sind weit davon entfernt, zu übertriebener Sentimentalität und Gefühlsduselei erziehen zu wollen. Aber mit der Kälte, mit der man oft die gemütreichsten Szenen behandelt, können wir ebensowenig einverstanden sein. Wenn die Mutter Nachricht vom Tode ihres Sohnes erhält, wenn Tell den Knaben aus dem wilden Schächchen rettet und dabei selber den Tod findet: was lässt sich aus solchen Situationen alles herausholen!

Endlich ist die Freude der Kinder an der schönen Form, besonders an Rhythmus und Reim, eine unumstössliche Tatsache. Sie erweist sich schon aus dem Umstande, dass Kinder auch Verse, die sie nicht verstehen oder die überhaupt keinen tiefern Sinn haben, gerne aufsagen. Es ist lediglich das Wohlgefallen an Rhythmus und Reim, das

sie dazu bewegt. Man denke auch an die Reigen, die unsere Mädchen so gerne ausführen!

Wir bekennen uns zum Grundsatz, dass in der Schule weitgehend das Interesse der Kinder zu berücksichtigen sei, dass ihnen das geboten werden müsse, was organisch zu ihrem Wachstum gehört, wonach sie verlangen. Dürfen wir ihnen unter diesem Gesichtspunkt die Poesie vorenthalten; wäre das nicht ein Verbrechen an der Kindesseele? Man redet heute viel von der harmonischen Ausbildung aller Kräfte, die im Kinde ruhen; nicht nur der Verstand, sondern auch das Gemüt soll also gebildet, veredelt werden. Was für Stoffe wären aber dazu geeigneter als eben Dichterwerke?

### III. Gedanken und Winke zur Behandlung von Gedichten.

Wir kommen zur mehr methodischen Seite unserer Ausführungen. Hier gilt es zunächst auszuwählen im Sinne der oben klargelegten Gesichtspunkte. Wir müssen aus dem gewaltigen Reiche der Poesie das herausgreifen, was uns besonders wertvoll scheint und was der Fassungskraft und dem Interesse der Schüler entspricht, d. h. Stoffe, die der Phantasie und dem Gemüt reiche Nahrung bieten und sich zugleich (dies kommt aber erst an zweiter Stelle) durch die schöne Form auszeichnen. So kommen wir zu den bekannten Gattungen: den Märchen, Sagen, Fabeln, Legenden, aber auch zu Erzählungen neuerer Schriftsteller und nicht zuletzt zu Gedichten. Es ist hier nicht möglich, von allen Gattungen, von ihrem besondern künstlerischen und pädagogischen Wert und von der Methode ihrer Darbietung zu reden; wir wollen uns auf die Behandlung von Gedichten beschränken.

Man kann Dichterwerke von verschiedenen Standpunkten aus betrachten, z. B. vom literaturgeschichtlichen, vom ethischen, vom

psychologischen. Hier sei der Standpunkt des bewussten Kunstgenusses hervorgehoben. Das klingt vielleicht zunächst etwas „zu hoch“ für die Volksschule; aber es ist der Standpunkt, auf den die vorhergehenden Erörterungen hinzielen.

Der Dichter als Künstler will, dass uns sein Werk gefalle; es soll uns Genuss bieten, wir sollen Freude daran haben. „Lust empfinden wir bei der naturgemässen Betätigung leistungsfähiger Kräfte, körperlicher und geistiger.“ Wie mit der Betätigung von körperlichen Vermögen (Bewegungen) Lust verbunden ist, wie wir Lust empfinden bei der Betätigung des Verstandes (intellektuelles Lustgefühl), genau so haben wir ein Lusterlebnis, wenn Phantasie und Gemüt sich betätigen können. Dazu kommt bei Gedichten noch die Lust, die oft — abgesehen vom Inhalt — schon die Form an sich auslöst. Wir haben also unser Ziel im wesentlichen erreicht, wenn die Kinder nach der Behandlung des Gedichtes Lust empfinden, wenn sie Freude daran haben.

Hier müssen wir aber gleich noch einen Gedanken hinzufügen. Es wird auch etwa die Ansicht vertreten, das Ziel der Kunst sei zu bessern, zu erziehen, ethisch und moralisch zu helfen. Das stimmt sicher in gewissem Sinn, wenigstens indirekt; denn, indem die Kunst das Schöne, auch das seelisch Schöne, also das Gute darstellt und Freude am Schönen und Guten wecken will, führt sie schliesslich zu Gott, der ewigen Schönheit und Güte. Wohl stellen Künstler auch das Hässliche dar; dann ist es aber immer so, dass schliesslich das Schöne und Gute über das Hässliche und Schlechte triumphiert. Wo das nicht der Fall wäre, würden auch die Gesetze der Aesthetik verletzt. Und schliesslich, wenn man es schon nicht als Ziel der Kunst gelten lassen will, zu lehren, zu läutern, zu bessern, so muss man es sicher anerkennen als Folge. Wir wissen, dass Dichter es vermocht haben, einer ganzen

Zeit ihren Stempel aufzudrücken. Der Anstoss zu grossen geschichtlichen Ereignissen ging im tiefsten Grunde nicht selten von Dichtern oder andern Künstlern aus. Wenn Dichter also imstande sind, ganze Völker umzugestalten, sollten sie dann nicht auch Einfluss haben auf die seelische Entwicklung des Einzelnen? Die erzieherische Wirkung ihrer Werke bleibt sicher nie aus, wenn sie auch äusserlich nicht so leicht feststellbar ist.

Zum Schluss einige methodische Winke zur Behandlung von Gedichten. Wir gehen am besten von einem ganz bestimmten Beispiel aus. Wählen wir das bekannte „Lied vom braven Mann“, von Bürger, und stellen wir uns vor, wir sollten es in einer 7. Klasse behandeln. Welches ist da die Aufgabe des Lehrers?

Voraussetzung wird einmal sein, dass er das Gedicht selber genau kennt. Das heisst nicht, dass er es nur gelesen habe, auch nicht, dass er es auswendig wisse, sondern er muss es innerlich aufgenommen haben, und er muss darob „warm“ geworden sein. Wenn er nicht die verschiedenen Situationen bildhaft vor sich sieht, wenn er nicht mit dem Dichter gefühlt hat, dann wird es ihm kaum möglich sein, bei den Kindern die oben geforderte Wirkung hervorzurufen. Es ergibt sich also daraus, dass eine kurze Vorbereitung oder Vertiefung wohl nicht zu entbehren ist, auch dann nicht, wenn ein Lehrer das gleiche Gedicht schon mehrmals behandelt hat.

Bei der Behandlung selber kommen wir eher in Gefahr, zu viel zu tun als zu wenig. Wir wollen reden, wo wir den Dichter reden lassen sollten. Ueberlassen wir es doch soweit als möglich ihm, auf das Kind einzuwirken; er versteht es besser als wir!

Hüten wir uns vor allem davor, sein Werk zu zerpfücken! Ein schönes Gedicht ist wie eine zarte Blume, die man wohl zwischen zwei Fingern halten und betrachten kann;

wenn man aber die Teile auseinander reisst, geht die Schönheit verloren. Ebenso ist zu warnen vor zu vielen und zu weitläufigen Erklärungen. Wir dürfen nicht meinen, alles was das Kind nicht sprachlich ausdrücken kann, habe es einfach nicht verstanden, im Gegenteil: es ist seinem einfältigen Wesen nach der Poesie sogar näher als wir und wird oft auch da das Richtige herausfühlen, wo es uns einige Mühe macht. Wir dürfen ihm also schon etwas zutrauen. Wenn manches auch nur intuitiv erfasst ist, wenn es nur geahnt wird, genügt das schon. Auf keinen Fall darf uns ein Gedicht willkommenen Anlass bieten, weit ausgreifend irgend welche theoretischen Kenntnisse zu übermitteln. Bei unserm „Lied vom braven Mann“ könnte der Lehrer etwa in die Gefahr kommen, in ausführlicher Weise über den Föhn zu reden, über seine Entstehung, Auswirkung, Folgen usw. Die Kenntnis solcher Tatsachen mag für die Kinder interessant und nützlich sein, es gehört dies aber in den Geographieunterricht oder anderswohin. Am allerwenigsten ist es jedenfalls hier am Platz, wo es nur die kindliche Phantasie hemmt und die Wirkung beeinträchtigt.

Der Lehrer beschränke sich hier vielmehr im wesentlichen darauf, den nötigen Hintergrund zu schaffen. Mit einigen markanten Strichen stelle er die Kinder gleich zu Anfang an den reissenden Strom und lasse die Brücke mit den gewaltigen Pfeilern und Bogen vor ihrem geistigen Auge erstehen. Es gilt ja nur, die kindliche Phantasie anzuregen; sie wird dann selber alles andere ergänzen und weiterbilden. Ein Bild nach dem andern zieht dann an der Seele des Kindes vorüber. Sie malen sich das wilde Treiben des Stromes aus, wie er wogt und braust, wie sich die Wellen auftürmen und überschlagen. Sie sehen, wie die ganze Brücke wankt, wie die Pfeiler schon bersten und einzustürzen drohen, während der Zöllner immer noch aus seinem Häuschen verzweifelt nach Hilfe ruff. Die Menge am Ufer steht

gaffend, und niemand hat den Mut zu helfen. Endlich aber kommt der Retter. Der kindlichen Phantasie ist Spielraum geboten, dies alles bis ins einzelne auszumalen. Unser Grundsatz heisst: Erst sehen, dann fühlen! Auch das zweite wird nicht ausbleiben. Es braucht höchstens hie und da einen geschickten Hinweis, und auch das Gemüt der Kinder wird lebhaft in Schwung geraten. Sie empfinden die Not des Zöllners und flehen mit ihm nach Rettung. Der gaffenden Menge bringen sie Geringschätzung entgegen, während sie den braven Mann verehren. Bewunderung der edlen selbstlosen Tat des braven Mannes bildet den Höhepunkt, und darin liegt der erzieherische Wert des Gedichtes.

Uebrigens gibt uns hier der Dichter einen feinen Wink für die Behandlung. „Hoch klingt das Lied vom braven Mann, wie Orgelton und Glockenklang“; so beginnt er und will uns damit zum vornherein in die richtige Stimmung versetzen. Mit andern Worten ausgedrückt, sagt er etwa: Dieses Gedicht muss, wenn es richtig aufgenommen wird, die gleichen Gefühle auslösen wie das feierliche Glockengeläute und die gewaltigen Akkorde der Orgel. Der Schreiber dieser Zeilen hat versucht, davon auszugehen und dabei eine gute Erfahrung gemacht. Wenn es uns gelingt, in den Herzen der Kinder Sonntagsstimmung hervorzurufen, indem wir ihre Gedanken auf das Feierliche, Erhebende hinlenken, das sie selber etwa schon empfunden haben — an einem Festtag vielleicht, als sie unter Glockengeläute und Orgelklang in die Kirche eintraten — dann haben wir schon viel gewonnen.

Damit ist die Behandlung des Gedichtes im wesentlichen schon abgeschlossen. Unser Ziel, Wohlgefallen und Freude am Gedicht zu wecken, ist erreicht. Wenn wir auf die sprachliche Form (Rhythmus, Reim, unter Umständen auch dichterische Bilder, Lautmalerei usw.) unbedingt eintreten wollen, dann tun wir das vielleicht besser in einer

folgenden Stunde, um für heute nicht vom Inhalt abzulenken und die Stimmung zu zerstören.

Die wertvollsten Schulstunden sind gar nicht selten jene, nach denen wir den Erfolg nicht äusserlich feststellen können. So ist es auch mit unserer Gedichtstunde. Die Schüler haben vielleicht wenig profitiert für das Examen — fürs Leben aber haben sie sicher etwas gewonnen. Wenn sie auch nur gelernt hätten, das Schöne und Gute im Leben zu sehen und sich daran zu freuen, statt immer über das Schlechte zu klagen: wäre das nicht schon viel — besonders in unserer Zeit? Den Lehrer, der Jugendbildner im wahren Sinne des Wortes sein will, wird deshalb die Zeit nicht reuen. Es wird ihm vielmehr eine besondere Freude bedeuten, wenn er jede Woche wenigstens für einige halbe Stunden mit seinen Kindern ins Land gehen kann, wo die blaue Blume blüht, sei es indem er mit ihnen ein schönes Gedicht behandelt, oder sei es auch, indem er ihnen in der letzten Wochenstunde ein Märchen erzählt und in den obern Klassen eine passende, Phantasie und Gemüt beschwingende Geschichte vorliest. — Das muss man erlebt haben, wie sich die Kinder die ganze Woche darauf freuen. Auch die wildesten, unruhigsten Knaben werden da zahm, und aller Augen sind gespannt auf den Lehrer gerichtet. Wenn er beginnt, vergessen die Kinder für eine Stunde die oft armselige Wirklichkeit und tauchen ganz unter ins Reich der Poesie. Erst der sonst ersehnte Schlag der Schuluhr reisst sie jäh aus dieser Wunderwelt. Der Lehrer geht innerlich befriedigt nach Hause; denn die leuchtenden Augen der Kinder sind ihm Beweis genug, dass es ihm heute gelungen ist, ein wenig Freude in die Herzen der Kleinen zu senken, Freude, die sie für ihr geistiges Wachstum ebenso notwendig brauchen wie die Blume den Sonnenschein.

Samnaun.

Jos. Walser.